

Nach einem Jahr

Berlin, in der Karwoche 2011 Liebe Freundinnen und Freunde,

vor einem Jahr, am Palmsonntag 2010, hat das vierköpfige Team, zu dem ich gehörte, in Bethlehem die Arbeit im Rahmen des Ökumenischen Begleitprogramm für Palästina und Israel (EAPPI) offiziell aufgenommen. Die Mitarbeit an dem Programm des ÖRK war für mich mit der Rückkehr nach Deutschland nicht beendet und ist es bis heute nicht. Deshalb ist das kurze Resümee meiner Erfahrungen aus dem Abstand eines Jahres ein nötiger Nachtrag.

Ich bin seitdem in das Informationsnetz eingebunden, das mich mit Menschen in der Region und mit kirchlichen, jüdischen und säkularen Solidaritätsgruppen in Europa verbindet. Die Nachrichten über das Geschehen im Nahen Osten, die Lektüre der teilweise sehr bewegenden Berichte, sind Teil meines Tagesablaufes geworden.

In den vergangenen Monaten habe ich in etwa zehn Gruppen und Gemeinden Gelegenheit gehabt, über meine Erfahrungen zu sprechen. Für diese Möglichkeit bin ich dankbar. Ich habe aber auch erlebt, dass die Schwelle, unmittelbare Erfahrungen in Palästina zur Sprache zu bringen, ziemlich hoch ist. Mehrere Einladungen, von Empfängern meiner Briefe angeregt und zugesagt, kamen leider nicht zustande.

Es war meine eigene Sorge, ob es mir gelingen würde, Verständnis für die komplexe Situation zu wecken, und ob meine Solidarität mit Palästinensern nicht als gegen Israel gerichtete Parteilichkeit verstanden werden würde. Tatsächlich wurde ich nur sehr vereinzelt mit verbalen Attacken konfrontiert. Insgesamt war ich überrascht, wie offen meine Zuhörer auf die Beschreibung der von mir erlebten Wirklichkeit vor Ort reagierten. Das hat mich umso mehr von der Qualität des ökumenischen Programms überzeugt, das nicht für die eine oder andere Seite Partei ergreifen will, sondern für die Völker- und Menschenrechte und für die Menschen, die unter der Verletzung dieser Rechte auf beiden Seiten der Trennmauer leiden. Die Diskussionen im Anschluss an meine Präsentationen haben mich darin bestärkt, dass es nötig und möglich ist, den Mythos von der tragischen Unlösbarkeit des Nahost-Konfliktes zu entzaubern. Die Botschaft, dass Juden und Palästinenser keineswegs per se einander Feind sind, wirkte vielfach befreiend. Betroffenheit und Zorn löste die Schlussfolgerung aus – die man bei einem naiven Politikverständnis in der Tat als absurd empfinden muss –, dass die eigentliche Tragik darin bestünde, dass der politische Wille, Lösungen zuzulassen, bei denen fehle, die die Fäden in Händen haben.

Gespannt war ich, und darüber vor allem will ich hier schreiben, wie die Erfahrungen im Lande Jesu mein theologisches Denken verändern würden. Ich teile die Befangenheit vieler Christ/innen und vieler Deutscher gegenüber jüdischen Menschen. Sie hat eine doppelte Wurzel: Einerseits glaube ich, dass die biblisch bezeugte Inkarnation (Fleischwerdung) des göttlichen Heilswillens in Menschengeschichte nicht leichtfertig übergangen werden darf. Deshalb darf das Land zwischen Mittelmeer und Jordangraben Heiliges Land genannt werden und deshalb dürfen die Abrahamnachkommen als in der Verantwortung der ersten Zeugenschaft stehend gelten.

Anderseits ist die Befangenheit meiner biografischen Nähe zu denen geschuldet, die als ein vornehmliches Ziel deutscher nationaler Existenz definierten, die Juden und damit zugleich Gott aus der Welt zu schaffen und durch Götzen zu ersetzen, und die dieses Ziel per Völkermord zu verwirklichen trachteten. Annahme oder Zurückweisung dieses Erbes ist nicht in mein Belieben gestellt.

Die Befangenheit ist geblieben. Aber zwei Aspekte meines Erlebens wirken nachhaltig. Das eine: Das Unrecht durch die Besatzung, dessen Zeuge ich wurde und jeder aufmerksame Beobachter in Palästina unweigerlich wird, ist in seinen Ausmaßen und Charakter erschreckend. Ich habe von Verteidigern israelischer Staatsräson viele Erklärungen dafür gehört, eine mir plausible Rechtfertigung aber nicht.

Das andere nachhaltige Erlebnis war die Solidarität. Im Hinblick auf die unter der Besetzung

Focus Das verheißene Land

leidenden Palästinenser ergab sich diese gleichsam durch meinen Einsatzort Bethlehem, der durch die Mauer vom benachbarten Ierusalem und mehr und mehr von der Umgebung abgeschnitten wird. Überraschend für mich war das Erlebnis einer ganz unbefangenen Solidarität mit in Israel lebenden Juden und Jüdinnen, mit Alten und Jungen, Student/inn/en und Friedensaktivist/inn/en, mit Rabbinen und Reservisten, mitunter sogar mit diensttuenden Soldaten am Checkpoint, indem sie uns als Bobachtende gewähren ließen. Als Menschen, die sowohl ihre jüdische Tradition wie auch ihre israelische Heimat lieben und dafür einstehen, waren sie doch zugleich nicht blind für die Untaten, die in ihrem Namen und durch die sie Regierenden geschehen, und sie wussten sich mit uns einig, die wir uns an die Seite der Unrecht erduldenden Palästinenser stellten. Jenseits aller emotionalen und biografischen Konditionierung verband uns die Überzeugung, dass Befreiung geschehen müsse, und zwar unbedingt für beide, Palästinenser und Israelis, und damit mittelbar auch für uns, Weggefährten aus der Ferne.

Das ist primär keine theologische, sondern eine politische Einsicht, aber sie hat Einfluss auf mein Urteilen als Christ. Mir ist das theologische Tabu abhanden gekommen, das mich hindern wollte, die Politik des israelischen Staates als fatal zu beurteilen. Mein Gebet ist konkreter geworden, und die Bitte um Frieden und ein Ende der militärischen und zivilen Gewalttaten hier wie dort schließt die Hoffnung auf den Erfolg des gewaltfreien Widerstandes gegen die anhaltende militärische Besetzung ein, auch die Hoffnung auf die Wirkung von Boykott und Sanktionen. Der Gratweg zwischen einer billigen, geschichtsvergessenen ,Normalisierung' im Blick auf die Schoah und einem starren, geschichtsversessenen Insistieren auf der Nichtanwendbarkeit völkerrechtlicher Maßstäbe auf die Außen- und Militärpolitik Israels ist schmal. Begehbar ist er allemal. Gewiesen wird er nach meiner Erfahrung durch Solidarität – der Sachverhalt, der, wie Ton Veerkamp meint, den biblischen Begriff "Liebe" heute angemessen wiedergibt.

Für mich gehört das zionistische Israel in die Reihe der emanzipatorischen Befreiungsprojekte, die ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert haben und deren Erfolg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zugleich der Beginn ihres Niederganges war. Dieses Scheitern verlangt von den Beteiligten Umkehr, aber keineswegs, den ursprünglichen Zielen abzuschwören. (Ich schreibe das als einer, den das Scheitern des sozialistischen Deutschland nicht veranlasst, sozialistische Überzeugungen zu verleugnen.) Im Gegenteil: Die Lage ist komplizierter, falsche Ansätze werden sichtbar, die Fronten sind verschoben, die Aufgabe umso größer und drängender.

Dieses Scheitern anzuerkennen, fällt uns besonders schwer, die wir beim Namen 'Israel' stets, ob wir wollen oder nicht, jene doppelte Befangenheit spüren, von der ich sprach. Aber wenn denn das Befreiungsgeschehen im vorigen Jahrhundert irgendetwas mit Gottes Heilshandeln zu tun hat, wäre es nicht kleingläubig, Verfehlungen, Vergehen und Verrat daran zu ignorieren, zu tolerieren oder gar zu rechtfertigen? Ist nicht der Wille Gottes, das Scheitern seiner Menschen zu korrigieren, das, was wir glauben? Und sollte es uns versagt sein, diese Hoffnung auch auf Israel zu richten?

Wie die Dinge liegen, hat Israel seine eigene Befreiung de facto unauflöslich an die einst negierte und dann unterdrückte Befreiungsbewegung seiner palästinensischen Geschwister gekoppelt. Einer Minderheit ist das bewusst. Das Gelingen scheint utopisch. Aber Gott will Zeichen und Wunder wirken. Ich habe das Privileg gehabt, Palästinenser und Israelis kennen zu lernen, denen ich zutraue, solcher Wunder würdig und ihnen gewachsen zu sein.



Giselher Hickel

als evangelischer Theologe im ökumenischen Zentrum Hendrik-Kraemer-Haus in Berlin tätig; 2010 Mitarbeiter des Ökumenischen Begleitprogramms für Palästina und Israel des ÖRK in Bethlehem Mir ist das theologische Tabu abhanden gekommen, das mich hindern wollte, die Politik des israelischen Staates als fatal zu beurteilen.